

Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

15. Juni 1935

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Drei Wunder.

Ein Rösslein trinkt am klaren Quell,
Wie Seide glänzt das braune Fell.

Ein Birklein steht und lächelt hold.
Sein Blättergrün ist eitel Gold.

Nach dem Gewitter.

Das war der Sturm, mit Donnerhall
Schuf er der Wolken Stadt und Wall.
Sie drohten dunkel: hingestaut,
Wie man mit Blitz und Donner baut.

Und eine Nelke glüht. Ihr Duft
Steigt als ein Lied in laue Luft.

Drei Wunder nehm' ich wahr miteins —
Wer sagt mir noch, es gebe keins?

Nun kommt der Mond, und leise bricht,
Was dunkel ist, in seinem Licht.
Und silbern strahlt, indem sie fällt,
Des Sturmes hochgetürmte Welt.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by E. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

Was kann aber Hannes Fryner dafür, daß ihn in diesem Augenblick etwas wie ein lektes Ueberlegen ankommt? Wie angeworfen ist es da. Nicht zu seinem Vergnügen, er will die Stimme überhören; aber sie sitzt ihm hartnäckig immer wieder im Ohr: Was du tun willst, das ist das letzte — nachher ist es Schluß mit deiner freudigen Zeit. War es nicht schön, mit jungen Mädchen jung zu sein und sich in allerbesten Treuen mit dem und mit jenem ein wenig abzugeben? Die zwei Kinder auf dem Weidgang zum Beispiel? Die jüngere, das Kätterli — stell' es dir wieder einmal vor! Oh — sie kann einen so neckisch ansehen! Ihr Lachen ist zwar etwas kurz, aber man kann bei gutem Willen doch etwas damit anfangen. Nicht umsonst hast du dir doch zu vielen Malen in allem Ernst gelten lassen: um die möchte ich eigentlich immer sein! Dumm, daß du dann eines schönen Regentages ihren Vater im Wirtshaus zur Bergstube schwachen und schwadronieren hörtest! — Ja, der! Hannes Fryner schüttelt sich bei dem Gedanken, mit dem Weidgang-Samuel als mit seinem Schwiegervater am gleichen Tisch sitzen zu müssen. Ein Mensch, der über alle schlechten Taten Bescheid weiß und über alles loszieht, gilt bei den Berglern nicht viel. Ein Schnörri, sagt man. Und der Fuchsetbauer ist der größte Schnörri von allen, die man auf dem guten Berg Höchst

jemals hat quatschen hören. Er hätte ja Grund, ändern das Wort zu lassen. Sein Alter ist als Wilderer beim Fuchsetbauer verunglückt, worauf der wohlklingende Zuname des Höfleys „Im Fuchset“ anspielt. Ihm selber traut man in diesem Stück auch nur so lang, als man ihn im Auge hat. So folgt er wohl einem Naturtrieb, wenn er fleißig über andere loszieht und damit seine eigenen Sünden in den Schatten rückt. An Stoff kommt er nie aus. Er schimpft über alles, über schlecht und recht. Er schimpft über die Nachbarn, die mehr Land haben als er und doch die Steuern nicht allein bezahlen, über den Staat, der vierzehn der schönsten Haldengütlein um einen Schleuderpreis eingehandelt, um sie dann zu einem Wildgarten aufzuforsten; über die Aemtlischleder am Berg, weil sie dem Schwindel zugehören und vielleicht sogar Schmiegeld in den Sack gesteckt hätten. Er schimpft über den Herrgott, der die Maschinen erfinden ließ und der kein Einsehen habe, bis die braven Bergleute, Schang und Röbi, Gret und Naneli in der Fabrikhölle unten im Grund oder im Halbstädtchen Schönau gleichsam Züchtlerbrot essen müßten. „Ich schimpfe“, so erklärt er gewöhnlich zwischen hinein, „ich schimpfe nicht etwa zu meinem Vergnügen, sondern weil überhaupt geschimpft werden muß! Denn tät' ich es nicht, so würdet ihr siebenmal gescheiterten Kartoffelstudenten euch gar einbilden, es sei euch sauwohl da oben am Berg!“

Und dann die Else Gloor von der untern Pfandegg -- wäre das nicht auch ein Fall gewesen? Da hätte er gar ein Krösus werden können. Sie hat einmal zu ihm gesagt: „Du, Hannes, du hättest das Gold einweg ungegraben in den Händen, wenn du den Heiletsbrunnen zu Rat ziehen würdest. Ein Bad müßtest du aufstun und mich zu deiner Direktrice machen, wenn du dann nicht etwas anderes für gescheiter hältst. Ich bin als Saaltochter weit genug herum gekommen, daß es mir ein Scherz wäre, so einen Betrieb in Schwung zu bringen.“ Er hat über ihren Plan herzlich lachen müssen, er kommt ihm noch heute lustig vor. Gleichwohl — nun muß er das hübsche, große Mädchen ungewollt mit der Ros Amstein vergleichen, die neben ihr so wenig wie vor dem Weidgang-Rätterli bestehen kann. Hab ich denn just eine auslesen müssen, bei der man sich das Schönsein erst einbilden muß, die bloß so zur Not mit dem großen Haufen geht? wirft er sich im stillen vor. Kann ein vernünftiger Mensch wegen eines unverstämten Korbes Kopf über Hals in eine fast noch dümmere Sache hineintappen? ...

Der Freier hat den Weg wieder unter die Füße genommen; aber sein Schritt ist bedächtiger geworden. Er schrickt leicht zusammen, als ihn jetzt nach Umgehung einer abgerutschten Erdwelle die matt erleuchtete Fensterreihe des Kirchgartenhöfchens von weitem mit einer gewissen Vertraulichkeit grüßt. „Guten Abend, Hannes Fryner! Hast du es recht im Sinn? Oder kommst du bloß wie ein Sommervogel? Hä nein, du weißt doch, was sie für eine Schafstige und Häusliche ist! Die ist schon vor dem Mannsvolk auf und bringt mehr aus dem steinigten Bödli heraus, als manche im fettesten Talboden ziehen.“

„Es gibt aber Hübschere, die auch Heu machen und auf den Pflanzplätzen zum rechten sehen können“, gibt der Freier in Gedanken zurück.

Die Lampe verbirgt sich ein wenig zwischen den Kirschbordtannen, kommt aber wieder hervor. Sie ist jetzt etwas ungehalten, sie sagt: „Warum flismest du denn dem Wäitlein etwas zu, so im Vorbeischnurren, wenn sie Nester zusammenträgt? Warum machst du ihm den Kopf voll?“

„Weil ich ein Aff bin!“ entgegnet Hannes Fryner kurzerhand. Er spricht die Worte sogar halbblaut heraus. „Aber jetzt ist's weder zu früh noch zu spät, ich habe mich für nichts verschworen. Ich kann noch machen was ich will.“

Das Licht ist nun einesmals nichts mehr anderes, als ein toter gelber Schein im Dunkel. Es sieht den Ankömmling stumpf und blöde näherkommen. Der bleibt, bevor er in die Halbhelle tritt, noch einmal stehen und sucht in seinen arg durcheinander geratenen Gedankenfram ein bißchen Ordnung zu bringen. Es kommt ihm jetzt durchaus unverständlich vor, daß er dieser Hexe vom Schürtobel zuleid oder einem Stück Wald zulieb vor alle andern Möglichkeiten eine Wand stellen und seitwärts in ein zwar wohl versorgtes, jedoch daneben vielleicht recht trodenes Leben abbiegen soll. Und im selben Augenblick ist auch sein großer Beschluß umgeworfen. Heute noch nicht! Heut muß alles beim alten bleiben! Kommt Zeit, kommt Rat. Er kann ja der Ros aufbinden, er komme nur aus purer Verlegenheit schnell auf ein paar Worte zu ihr. Weil das Taufefest nun nahegerückt sei, und weil er als Anfänger immer in der Angst

lebe, er könnte bei der Handlung am Taufstein vor den vielen Leuten etwas Ungeheures anstellen. Sie, Rose, die schon zweimal Gotte gewesen, werde ihm schon ein wenig über die Bräuche Bescheid sagen können. — Ja, so wird er sich wohl den Weg einstweilen noch freihalten können — nun er doch einmal die Dummheit begangen hat, sich selber bei ihr einzuladen ...

*

Hannes Fryner sitzt steif und besonnen am alten Esstisch in der Kirchgartenstube, steif, als hätte ihm jemand einen Stock zwischen Westentrüden und Rock gesteckt. Die Ros sieht ihn hin und wieder verstohlen an. Sie hat ihm gegenüber auf einer Stabell Plaz genommen und versteckt ihre erwartungsvolle Neugier hinterm Strickstrumpf. Ihre gesunden Bädlein sind anmutig gerötet. Das ziemlich heftige Klirren der Stahlnadeln scheint zu fragen: „Wie lang will denn der noch an seinem Gefäßlein herumstudieren?“

Die Luft in der niedrigen Stube wird für den unredlichen Hochzeiter ganz schwer von Verlegenheit und Unfreude. Rose beugt sich jetzt tiefer über die Arbeit hin. Der halbfertige Strumpf in ihren Händen entblödet sich nicht, auch seinerseits eine vorwurfsvolle Miene aufzusetzen: „So ein Duckmäuser! Als ob man nicht wüßte, daß er sonst kein Mädchenblind ist! Oder sieht er denn die, die vor ihm sitzt, gar für ein Blümchen Bitte-tu-mir-nichts an?“

Der Freier balgt sich fortwährend mit dem einen Gedanken herum: Könnte sie denn nicht ein wenig hübscher sein? Wo liegt es nur, daß sie in ihrem Antlitz, das doch recht und wohl gemacht ist, eben das nicht hat, was beim Anblick mancher andern stetsfort ein Gelüßlein im Herzen und in den Augen wach macht: jetzt müchtest du doch mal eine Stunde lang und darüber hinaus nichts tun, als suchen und ergründen, wo denn der Zauber eigentlich seinen Sitz hat, der dir so lustig mitspielen und dich in einen Hans im Blau verwandeln kann.

Er kommt bei seinem Studium unbewußt etwas weiter. Die Arme — nun, die sind allweg prall und lind. Seine verstohlen abtastenden Augen müssen das übrigens bestätigen. Und wenn er der zutunlichen Neugier weiterhin die Zügel locker läßt, — ei ja, es ist da nichts zu tadeln. Rank und schlank brauchen nicht alle zu sein. Ein alter Scherzspruch kommt ihm in den Sinn:

Heimliche Fülle,
Glück in der Stille!

Die Ros hält es nun nicht länger aus. Sie gibt ihrem Mundwerk unversehens einen Stupf, und so räumt denn ihr Gefäßlein ein bißchen schnippisch mit der Stille auf:

„Wenn du am Sonntag keinen bessern Humor mitbringst als heute, dann wird es ein trodenes Fest absehen.“

„Besser zu trocken als zu naß!“ gibt er beschlagen zurück. „Die Hebammen-Gritte sieht es nicht gern, wenn's ihr in den Taufgerüst regnet.“

Rose bringt ein kleines Lächeln zustand. „So lebst du doch wenigstens noch“, stellt sie scherzend fest und ist nun schon etwas aufgeräumt. „Ja — da hättest du im vergangenen Sommer dabei sein sollen, als es die vom Gfirscht anging! Da hat es immerzu heruntergeschüttet, immerzu, den ganzen Bergweg, bis wir unten im Vorzeichen

der Kirche standen. Der Taufvater hat nach wie vor den Schirm über das Kindlein halten müssen, das Wasser ist ihm von den Rockschößen wie ein Bächlein abgetropft. Unter Zbindens Scheumendach in der Stilli hat er die Schuhe abgezogen und ausgeleert.“

„Das Wetter bleibt schön“, prophezeit Hannes, als ob er das vom Herrgott schriftlich hätte. Und bevor er recht darum weiß, ist er nun bereits mitten drin, sein verlogenes Anliegen wegen der Taufzeremonie mit beweglichen Worten vorzubringen und seine Unbeholfenheit in derlei heiklen Dingen recht glaubhaft ins Licht zu setzen.

Ros Amstein beugt sich erst eine Weile wie kurzzeitig über ihre Arbeit hin. Dann geht sie an den Wandschrank und kramt in Zeugstücken herum. Es ist ihr aber nur darum zu tun, ihren roten Kopf zu verbergen, ihre große Enttäuschung zu meistern. Sowie ihr das zur Not gelungen ist, wendet sie sich halbwegs nach ihm um und lacht. Sie weiß sich zu verstellen, es klingt wie aus Kindereinfalt heraus, dieses Lachen.

„Du bist noch ein rechter Hansruedi, du! Dir sag ich nichts. Wenn du nicht selber vorweg siehst und merkst, was Dämmere vor dir schon gesehen und gemerkt haben, dann — ja, in so einem Fall wollte ich schon lieber mit einem andern Götti vorlieb nehmen.“

Er ist richtig ein wenig überrumpelt. So etwas hätte er ihr nun nicht zugetraut. Sie steht noch immer am Kasten, lächelt einmal und lacht dann wieder offen heraus. Er umspannt ihr ganzes Sein und Wesen mit einem wohlwollenden Blick. So gut hat sie ihm noch nie gefallen.

„Ros, wenn du mich auslachst, so lache ich dich an“, sagt er artig.

Sie hat die kleine Huldigung seiner Augen verschwiegen eingesteckt, tut jedoch gar nicht dergleichen, als wenn sie mit sich selber und auch zum Teil mit der Entwicklung der Dinge zufrieden wäre. Und nun sitzt sie wieder und strickt. Strickt, strickt. Er seinerseits ärgert sich halb und halb darüber, daß er jetzt wieder ganz oben, wieder ganz auf sich gestellt ist. So oft er sich mit schielendem Blick um ihr Antlitz bemüht, es will ihm kein Lichtlein aufgehen ...

Nein — es wird nicht zu machen sein. Er muß sich wohl oder übel auf eine neue Lüge besinnen, um sich aus der selbstgestellten Falle herauszubringen. Er drehselt kluge Worte zusammen, die ihm freilich schon während er sie ausspricht, knabenhaft blöde vorkommen: „Also — gut, wenn das Fräulein halt zu bequem ist, um mir einen Rat zu geben, dann bist du selber schuld, wenn du dich am Sonntag vor den vollgepfropften Kirchenbänken mit mir schämen mußt, halt weil ich da einen Schuh voll herausziehe.“

Sie läßt den Strickstrumpf auf den Schoß fallen und sieht ihn, die Lippen zusammengekniffen, eine Weile steif an.

„Jetzt glaubt der weiß Gott, ich werde auf derlei ungereimtes Gefasel im Ernst hereinfallen!“

Das ist nun schon ein gelinder Nasenstüber. Der in die Enge getriebene Freier tastet nach einem letzten Ausweg, und glaubt ihn glücklich gefunden zu haben.

„Ich sehe schon, du tust es nicht anders, ich muß dir



Albert Anker: Bildnis seiner Tochter Luise, 1874.

alles sagen. Ich bin denn also fast noch mehr einer andern Sache wegen gekommen. Ich sollte doch notwendig auch wissen, was so ungefähr der Brauch ist nach her, im Störchliwirtschhaus. Ob da der Taufvater die Zeche bezahlt, oder ob das ehrenhalber dem Götti zusteht. Ich möchte nämlich nicht gern vom Urech als ein Knauer angesehen sein.“

Rose blickt verloren nach der Wanduhr hinüber. „Jetzt könnt' ich — gib es selber zu — jetzt könnt' ich schon eine geschlagene Stunde lang im Bett liegen und schlafen ...“

Sie strickt. Die Nadeln klirren nur so. Nach einer für den Freier recht mühseligen Pause sagt sie trocken: „Das was du zuletzt gefragt hast, kann ich dir dann am Sonntag im ‚Störchl‘ auf die Nase binden. So 30 oder 40 Rappen wird ein Götti, wenn er nicht ausgepfändet ist, für alle Fäll' doch im Sad haben?“

Hannes Fryner ist mit seinen Künsten zu Ende. Er hält es für geraten, sich mit seinem schlechten Gewissen hinter einem Vorwurf zu verstecken. „Es scheint mir, ich hab' dich nicht in einer guten Stunde angetroffen. Vielleicht ist es dir lieber, wenn ich wieder dahin gehe, woher ich gekommen bin.“

Er steht zögernd auf. Da tritt sie schnell auf ihn zu und hält ihn zurück. „Du würdest mich schon recht verstehen, wenn du wolltest — und wenn du wüßtest, daß ich etwas Gewisses schon weiß ...“ Die Worte klingen gar nicht nach Heimschicken, sie kommen sogar, wie die nachfolgenden,



Rudolf Koller: Bildnis einer jungen Frau.

aus einem vertraulichen Lächeln heraus. „Tu jetzt doch nicht so dumm, du! Und sitz wieder ab!“

Er gehorcht beinahe willenlos und denkt bei sich: Mit Unredlichkeit entet man magere Freuden ein. Von ihrer molligen Nähe ein klein wenig erbaut und heimlich erquickt, kommt ihn die Lust an, noch einmal recht gründlich nachzusehen, wie viel denn etwa mit ihren Augen anzufangen wäre. Sie scheint ganz wohl auf seine Neugier eingerichtet zu sein. Wie ein Funke springt es auf ihn über: Weißt — langweilen müdestest du dich bei mir allweg nie ...

(Fortsetzung folgt.)

Schweizer Maler des 19. Jahrhunderts.

So klein unser Schweizerland ist, so hat es doch je und je Maler hervorgebracht, die weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt und berühmt geworden sind. Nicht ohne Absicht werden sie gelegentlich von andern Staaten als ihre Landsleute angesprochen. Als ich mir kürzlich Schloß Schönbrunn in Wien zeigen ließ, da bezeichnete der Führer vor einem Bilde den Genfer Maler Viotard als „berühmten Franzosen“; ich konnte mich nicht enthalten, ihn auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen. Böldlin wird gerne von den Deutschen beansprucht. Wichtiger ist, daß viele Schweizerkünstler erst im Auslande zu Ansehen gekommen sind. Der eben erwähnte Jean Etienne Viotard (1702—1798) malte lange Jahre in Konstantinopel, Wien, Frankreich und England, bis er nach Genf zurückkehrte. Auch der Winterthurer Anton Graff (1736—1813) war fast ausschließlich als

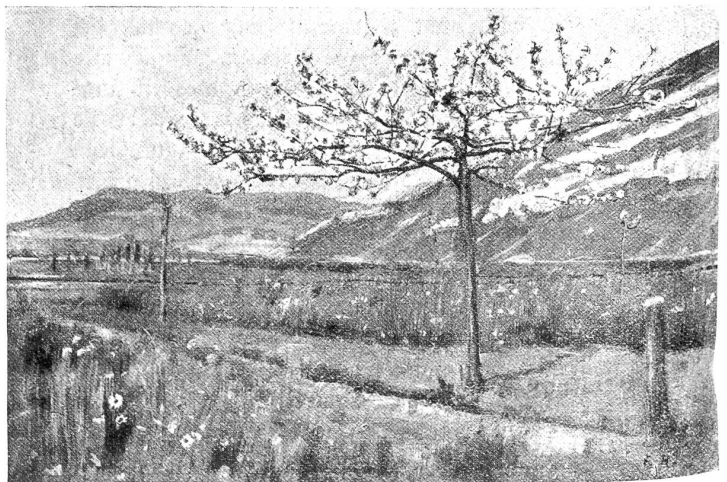
Bildnismaler in Dresden tätig. Der Zürcher Johann Heinrich Füssli (1741—1825) ließ sich dauernd in London nieder, wo er 1804 Direktor der Royal Academy wurde. Als Professor Ganz in Basel diesem Maler vor einigen Jahren in England nachstüberte, da wollte ihn anfänglich niemand kennen. Erst als er vor einem Bilde entschieden erklärte, es stamme von Füssli, da hieß es, der Mann heiße „Fiuseli“. Die Engländer hatten aus dem biedereren Zürcher einen Briten gemacht.

Um die Schweizer Maler des 19. Jahrhunderts richtig zu würdigen, dürfen die drei eben genannten nicht übergangen werden. Graff und Füssli, der Malweise nach dem 18. Jahrhundert angehörend, lebten ohnehin noch ein gutes Stück im 19. Jahrhundert. Die Portraitierkunst Viotards wie diejenige Graffs wirkte noch lange nach ihrem Tode fort. Sie stehen würdig an der Schwelle der Schweizerkunst des vergangenen Jahrhunderts. Als Landschaftler ist neben Duncker, Aberli, König und den beiden Lory der Winterthurer Johann Jakob Wiedermann zu erwähnen. Er lebte reisend in der Schweiz und in Sachsen. 1830 starb er.

Hören wir den Namen Töpffer, so denken wir gleich an den begnadeten Zeichner der „Voyages en zig-zag“ und an die „Bibliothèque de mon oncle“. Es handelt sich um den Genfer Rodolphe Töpffer (1799—1846), den Sohn des Wolfgang Adam. Dieser, Vater Töpffer, hatte die Ader des glänzenden Karikaturisten. Man sehe sich unsere Abbildung „La Revue“ auf Seite 465 an. Mit welcher Ironie sind da die inspizierten Milizen hingestellt. Ein Daumier hätte sie malen können. Wolfgang Adam Töpffer lebte von 1766—1847; er war deutscher Abkunft, unternahm Reisen nach Paris, wo er der Kaiserin Josephine Zeichenstunden erteilte.

Als Tiermaler vornehmlich hat sich der Genfer Jakob Lorenz Agasse einen Namen gemacht. Er lebte von 1767 bis 1849 und zwar meistens in England, wo seine Familie alte Beziehungen hatte. Seine schmissig gemalten Pferdebesenen namentlich werden auch heute noch hoch bezahlt.

Als Begründer der Landschaftsmalerei ist der Genfer Alexander Calame (1810—1864) anzusprechen. Francois Diday war sein Lehrer. Schon im 15. Jahrhundert hat Conrad Witz auf einer seiner Altartafeln eine naturgetreue Landschaft gemalt. Sie war aber mehr Staffage, um die Handlung im Vordergrund in wirkungsvollen Gegensatz zu stellen. Es brauchte der aufklärenden Tätigkeit im 18. Jahrhundert, um die Landschaft als solche zu erleben. Dem 19. Jahrhundert war es dann vorbehalten, die Landschaft



Ferdinand Hodler: Blühender Apfelbaum.